



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maximilian Robespierre.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

von Weidig dem größern Publicum appretirt) schließen, daß die Partei kein Mittel scheute, auch nicht das der Lüge (die Darstellung des Steuersystems als eines Diebstahls an den Armen ist von Seiten eines gebildeten Mannes eine Lüge), um aufs Volk zu wirken, und daß sie vor den blutigsten Consequenzen nicht zurückbehte. — Und noch dazu eine Revolution heraufbeschwören aus Langeweile und Blasirtheit!! Hamlet-Leonce an der Spitze eines Jacobinerclubbs kommt mir vor wie Nero, als er Rom anzündete, um einen schauerlich schönen Anblick zu haben. — Es fällt mir nicht ein, die Schuld dem Einzelnen aufzubürden, aber es ist ein böses Zeichen für die Zeit; es ist das Unheimliche an jener skeptischen Selbstschauung, die uns die Romantik gelehrt; das böse Wesen jenes Pessimismus, der eigentlich aus aristokratisch frühreifer Ueberbildung hervorgeht, und der nachher in unserer sogenannten Demokratie seinen Bodensatz gelassen hat. Ob ich meine Blasirtheit mit demokratischen oder pietistischen Phrasen beschönige, darauf kommt am Ende wenig an. —

Hätte sich Büchner bei längerem Leben zu einer gesunderen, männlicheren Weltanschauung, zu einer reineren Poesie durchgearbeitet? Ich glaube es; er überragt, trotz seiner Jugend, fast alle Poeten seiner Schule an Talent wie an Tiefe des Gefühls. Mit Gewißheit läßt sich doch darüber nichts ausmachen. Es ist in seinem Denken schon etwas so frühreif Fertiges, sein Scepticismus und selbst seine Exaltation haben so wenig Jugendliches, daß man sich die weitere Entwicklung nicht recht vorstellen kann. Er würde immer in der Reihe der Reflexionsdichter geblieben sein, der Hippel, Arnim, Kleist, Grabbe, Hebbel, jener Dichter, bei denen das schärfste, kälteste Denken hart an die unheimlichen Nebel des Wahnsinns streift.

J. S.

Maximilian Robespierre.

Trauerspiel in 5 Acten. Von Robert Griepenkerl. Bremen, Schlodtmann.

Als sich dieses Drama noch im ersten Stadium seiner Popularität befand, d. h. im Stadium des Vorlesens, war die Charlatanerie in der Anpreisung desselben so unerträglich, daß wir der Begeisterung einige Dämpfer aufsetzen zu müssen glaubten. Die zweite Probe, die Aufführung, hat unser Urtheil bestätigt, das Stück hat fast überall Fiasco gemacht. Jetzt, wo das Buch gedruckt vor uns liegt, kommen wir noch einmal darauf zurück, zum Theil veranlaßt durch die Nichtsnutzigkeit ziemlich aller historischen Stücke, die seit der Zeit über die Breter gegangen sind, und denen unser Robespierre, wenigstens in Beziehung auf den Plan, noch immer als Muster entgegengestellt werden kann.

Zwar macht es der Verfasser dem Recensenten schwer, ihn zu loben. Er nimmt in der Vorrede den Mund so fürchterlich voll, und was er sagt, steht so wenig im Verhältniß zu der Zahl und dem Bombast der Worte, in denen er es sagt, daß unwillkürlich die polemische Ader kocht. „Was kein Shakespeare konnte, kein Calderon, kein Racine, kein Corneille, kein Göthe — ja selbst kein Schiller, — das kann die Bühne der Gegenwart erreichen, wenn die Breter unter dem Kothurne der Wirklichkeit donnern!“ — Arme Breter! Armer Poet! — Es ist indeß nicht der Mühe werth, auf diese abgedroschenen Kothurn-Phrasen noch weiter einzugehen. —

Herr Griepenkerl ist nicht, was man eigentlich einen Dichter nennt; was er gibt, ist nicht erlebt, nicht empfunden, sondern erdacht. Aber er geht mit Ueberlegung zu Werke, man kann bei jeder seiner Scenen sagen, was er beabsichtigt. Und das ist in einer Zeit, wo die meisten unserer Poeten gedankenlos hinsudeln, was ihnen gerade in den Sinn kommt, schon immer ein Vorzug.

Was das Sujet betrifft, so wird die Schwierigkeit, die jeder historische Stoff dem Dichter darbietet, weil er auf einer den Tagesempfindungen fremden, vielleicht entgegengesetzten Weltanschauung basirt, noch dadurch erhöht, daß in einer revolutionären, fieberhaft exaltirten Zeit die öffentliche Meinung, sonst doch durchschnittlich der Ausdruck des ungeschulten gesunden Menschenverstandes, sich geradezu in das Gegentheil desselben verkehrt. Nicht allein die Gedanken, die Empfindungen, selbst die Sprache verwandelt sich. Es redet Alles einen wüsten Jargon, der allen Zusammenhang zu den gewöhnlichen Vorstellungen des Lebens verloren hat. Wie soll dem Publicum deutlich gemacht werden, daß es nicht vor einem Tollhause, sondern vor einem geschichtlichen Schauplatz steht? — Nur dadurch, daß es einen Repräsentanten seiner eigenen Verwunderung über den herrschenden Wahnsinn auf dem Theater sieht, und dadurch in den Stand gesetzt wird, sich zu orientiren. — Griepenkerl hat dieses Bedürfnis gefühlt, und ihm dadurch abzuhelpen gesucht, daß er das höhere Bewußtsein über das, was die Revolution der Menschheit leisten soll und leisten wird, einer liebenswürdigen Dame in den Mund legt, Therese Cabarrus, die sich schon äußerlich von dem übrigen Personal dadurch unterscheidet, daß sie in Versen spricht, meist in Reimen, während die Andern sich in jener ungeschickten Halbprosa bewegen, in welcher der jambische Rhythmus vorherrscht, ohne doch die rohen Elemente zu überwinden. — An sich wäre gegen den Einfall nichts zu sagen, obgleich es einfacher gewesen wäre, die Kritik vom Standpunkt des natürlich menschlichen Gefühls ausgehen zu lassen, als vom Standpunkt der Philosophie; wenn das aber einmal geschehen sollte, so müßten wenigstens die Ideen der Heldin klarer und edler sein, als die des gewöhnlichen Volkes. Leider aber zeichnen sie sich durch größere Confusion aus, und verfallen zuweilen in reinen Unsinn. Außerdem ist ihre Person so unklar gehalten, man weiß so wenig wie und warum, daß

sie immer nur als Theatercoup erscheint, um irgend ein Stichwort anzubringen, z. B. zum Schluß den durch Nichts motivirten Namen Bonaparte. — Was die Zeichnung der Revolutionsmänner betrifft, so hat der Dichter sich bemüht, nach allen Seiten hin unparteiisch zu sein. Nur das Volk kommt allzu schlecht weg; es besteht aus 3 Trunkenbolden, deren einzige Beschäftigung zu sein scheint, gestohlenen Wein zu saufen. Von dem Dämonischen, was damals doch unstreitig im Volk lag, ist keine Spur. Wenn man vom Volk nichts weiter weiß, als Reminiscenzen aus dem Coriolan, so sollte man es überhaupt nicht schildern wollen.

Die Wahl des bestimmten Abschnittes aus der Revolution, und das Arrangement der Acte ist glücklich zu nennen. Die Hinrichtung Robespierre's ist der eigentliche Wendepunkt, und um ihn vollständig zu würdigen, muß vorher ein recht eminentes Act des Schreckens auf der Bühne vorgehen. Dazu ist am besten der Fall derjenigen unter den Schreckensmännern geeignet, die noch einen Funken von Menschlichkeit in sich tragen. Danton's Tod ist nicht, wie man dem Drama mit Unrecht vorgeworfen hat, eine Episode, sondern die wesentliche und die nothwendige Einleitung zu Robespierre's Fall. Danton ist auch der wesentliche Contrast zu Robespierre, denn um für diesen auch nur eine relative Theilnahme empfinden zu können, müssen wir sehen, wie selbst die kräftigsten Naturen durch den Schwindel der Revolution aus ihren Fugen gerückt werden, und wie nur die beschränkte „Tugend“ fest bleibt.

Aber freilich auch so wird unsere Theilnahme für den Helden der Jakobiner nicht groß. Bei einer mächtigen, leidenschaftlichsten Natur, einem Othello, Lear, Macbeth, begreifen wir auch die wildesten Verirrungen, und können ihnen unser Mitgefühl nicht versagen; der Fanatismus des Verstandes dagegen kann uns wohl in der Geschichte, aber nicht im Gedicht fesseln. Robespierre bleibt ein mesquines Geschöpf, so hoch auch das Piedestal sein mag, auf welches ihn die Verhältnisse und seine Umgebungen stellen. Wir können an den Franzosen, die sich durch diesen kleinlichen Tyrannen knechten lassen, kein Interesse nehmen, denn der Gegenstand ihrer Furcht ist nicht ein lebendiges Wesen, sondern ein Symbol, eine Abstraction, ein Collectivbegriff, und wir werden auch durch seinen Sturz nicht erhoben, denn die Entscheidung des neunten Thermidor war ein reiner Ausfluß der Feigheit, die nichts mehr zu verlieren hatte, und die Sieger unter allen Hahnen, die jene wilde Zeit an's Tageslicht gebracht hatte, die verächtlichsten. Diese Billaud-Varennes, Badier, Amar, Barrere, Collot d'Herbois, Tallien u. s. w. sie hatten dieselben Greuelthaten verübt, wie ihre weiter vorgeschrittenen Genossen, und hatten schlechtere Motive. — Diese Intrigue, welche die letzte Katastrophe herbeiführt, ist auch bei Griepenkerl der schwächste Theil; der Maschinist Badier ist eine ganz unklar gedachte Figur, und seine Helfershelfer nichts als Volk à la Coriolan, obgleich auch hier die Intention nicht schlecht ist: Der Tyrann soll dadurch gestürzt werden, daß man gerade seine Tugenden dem Volk als lächerlich

darstellt. Es kommt aber nicht blos auf den Einfall an, sondern auf die Durchführung.

Im Allgemeinen würden wir doch zu dem Resultat kommen, daß eine Zeit, in der man die Greuelthaten in Pausch und Bogen taxiren muß, kein günstiger Vorwurf für's Drama ist. Die wahrhaft dramatische Spannung muß sich in einer bestimmten Schuld, einer bestimmten Buße concentriren, und die Personen, über deren Schuld und Schicksal wir zu Gericht sitzen sollen, müssen nicht in eine tropische Atmosphäre gestellt sein, welche die Zurechnungsfähigkeit wenigstens zur Hälfte aufhebt. Wenn wir zweifelhaft sind, wie unser Verdict ausfallen würde, wenn wir als Geschworene säßen, so ist unsere Stellung als Publicum noch mißlicher.

Die Krisis in Frankreich.

Die Bedeutung der letzten parlamentarischen Woche liegt keineswegs in dem Resultat. Zwar ist es ein sehr ernster und bedenklicher Umstand, wenn ein Parlament der Regierung mit einer so erheblichen Majorität sein Mißtrauen zu erkennen gibt, aber das Gewicht dieses Mißtrauens wird sehr verringert, wenn man erwägt, daß es aus verschiedenen Gründen hervorgeht. Die Einen sprechen es aus, weil die Regierung so lange mit der Reaction gegangen ist, die Andern, weil es den Anschein hat, als ob sie nicht länger mit ihr gehen wolle. Auf dem Centrallandtage in Preußen wurde in Presssachen mit imposanter Majorität der Beschluß gefaßt: „der Landtag ist gegen die Censur, aber aus verschiedenen Gründen“, d. h. den Einen ist sie zu streng, den Andern zu gelind. Eine solche Erklärung hebt sich eigentlich auf. Wäre die Regierung in Frankreich eine legitime, d. h. hätte sie eine andere Quelle, als die National-Souveränität, und wäre sie zugleich der Ausdruck einer bestimmten Partei, so würde sie ein solches Mißtrauen aus verschiedenen Gründen ruhig ad acta legen. Denn eine Regierung, deren Schwerpunkt in's Parlament fällt, ist nur so lange möglich, als in dem Parlament wie im Volk zwei geschlossene Parteien einander gegenüberstehen, deren eine die Herrschaft übernimmt, indem die andere stürzt.

Die Bedeutung der Woche liegt vielmehr in den Verhandlungen selbst, in denen die Häupter der verschiedenen Fractionen zum erstenmal seit Gründung der Republik klar und unumwunden ausgesprochen haben, wie sie sich ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander denken. Die meiste Energie hat Herr Thiers entwickelt. Er hat sehr deutlich gesagt, die conservative Partei habe den Prinzen Napoleon an die Spitze Frankreichs gestellt, weil man einen Prinzen brauchte, um seine monarchische Gesinnung auszudrücken; man habe sich nicht verhehlt, daß diese Wahl in dem Gewählten leicht einen Ehrgeiz hervorrufen könnte, der mit den Absichten